

STEFANIA AUCI
Die Löwen von Sizilien
Das Schicksal einer Familie



GOLDMANN

Stefania Auci

Die Löwen von Sizilien

Das Schicksal einer Familie

Roman

Aus dem Italienischen
von Judith Schwaab

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel »L'inverno dei Leoni«
bei Casa Editrice Nord, Gruppo editoriale Mauri Spagnol, Mailand.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Zitate von Plinius dem Älteren stammen aus: Plinius der Ältere, Naturalis
historia. Naturgeschichte, übersetzt von Marion Giebel, Reclams Universal-
Bibliothek, Ditzingen 2005, S. 95 und 97. Der Abdruck erfolgt mit
freundlicher Genehmigung des Philipp Reclam jun. Verlags, Stuttgart.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2022

Copyright © der Originalausgabe by Stefania Auci,

Edizione pubblicata in accordo con Donzelli Fietta Agency s.r.l.s.,

© 2021 by Casa Editrice Nord s.u.r.l., Gruppo editoriale Mauri Spagnol

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2022

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Gestaltung des Umschlags und der Umschlaginnenseiten:

UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Trevillion Images / Miguel Sobreira,

Evelina Kremsdorff FinePic®, München

Redaktion: Christina Neiske

BH · Herstellung: ik

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN: 978-3-442-49335-7

www.goldmann-verlag.de

*Für Eleonora und Federico,
für all die Zärtlichkeit und Zuneigung.
Ich bin sehr stolz auf euch.*

»Ich lebte lang genug; mein Lebensweg
geriet ins Dürre, ins verwelkte Laub;
und was das hohe Alter soll begleiten,
Gehorsam, Liebe, Ehre, Freundestrost,
danach darf ich nicht aussehen; doch stattdessen
Flüche, nicht laut, doch tief. Munddienst und Hauch,
was gern das arme Herz mir weigern möchte,
und wagt's nicht.«

William Shakespeare, *Macbeth*, fünfter Akt, dritte Szene

»Ringsum ist der Himmel klar und blau, selten noch habe
ich einen so klaren und blauen Himmel gesehen. Mach
deine Augen auf, Kapitän! Sag selbst, siehst du auch ein
einziges, noch so geringes Wölkchen am Horizont?«

Joseph Roth, *Die Geschichte von der 1002. Nacht*

DIE FLORIOS

1799–1868



Die ursprünglich aus dem kalabrischen Bagnara stammenden Gebrüder Paolo und Ignazio Florio stechen im Jahre 1799 nach Palermo in See, um dort ihr Glück zu machen. Sie sind Aromateure – Gewürzhändler –, und die Konkurrenz ist erbarmungslos, doch ihr Aufstieg scheint unaufhaltsam. Die Brüder erweitern ihre Betätigungsfelder: Sie bringen den Handel mit Schwefel auf den Weg, kaufen Häuser und Ländereien von verarmten palermitanischen Adligen, gründen eine Schifffahrtsgesellschaft ... Ihr Geschäftssinn – genährt von einer hartnäckigen Entschlossenheit – lässt auch in der folgenden Generation nicht nach, als Paolos Sohn Vincenzo die Leitung der Casa Florio übernimmt: In den Weinkellern der Familie wird ein ursprünglich den Armen vorbehaltener Wein – der Marsala – in einen kostbaren Tropfen verwandelt, der selbst der Tafel eines Königs würdig ist; und auf der Insel Favignana entwickeln die Florios eine revolutionäre

Methode zur Konservierung von Thunfisch – indem sie ihn in Öl einlegen und in Dosen abfüllen –, die dessen Konsum ankurbelt. Indessen wird der Erfolg der Florios in Palermo mit einer Mischung aus Bewunderung, Neid und Verachtung verfolgt; sie sind und bleiben in den Augen der Palermitaner »Fremde«, »Hungerleider«, deren Blut »nach Schweiß stinkt«. Doch es ist genau ihr brennendes Verlangen nach gesellschaftlicher Anerkennung, das dem Ehrgeiz der Florios zugrunde liegt und das Wohl und Wehe ihrer öffentlichen wie auch privaten Existenz bestimmt. Gerade weil die Männer der Familie ebenso außergewöhnliche wie zerbrechliche Individuen sind, sind sie – was sie freilich niemals zugeben würden – auf ebenso außergewöhnliche Frauen an ihrer Seite angewiesen: Frauen wie Paolos Frau Giuseppina, die alles – auch die Liebe – der Stabilität der Familie opfert, oder Giulia, die junge Mailänderin, die wie ein Wirbelwind in Vincenzos Leben tritt und sein sicherer Hafen, sein Fels in der Brandung wird.

Vincenzo stirbt 1868, mit nicht einmal siebzig Jahren, und überlässt das Schicksal der Casa Florio seinem einzigen Sohn, dem dreißigjährigen Ignazio, der zwei Jahre zuvor die Baronesse Giovanna d'Ondes Trigona zur Frau genommen hat, wodurch endlich »adliges Geblüt« in die Familie kommt. Aufgewachsen ist Ignazio mit Unternehmergeist und in dem Bewusstsein, dass die Florios immer den Blick über den Horizont wagen müssen. Und er schickt sich an, ein neues Kapitel seiner Familiengeschichte zu schreiben ...

MEER

September 1868 – Juni 1874



Aceddu 'nta l'aggia 'un canta p'amuri, ma pi' raggia.

»Der Vogel im Käfig singt nicht aus Liebe,
sondern aus Wut.«

Sizilianische Redensart

Sieben Jahre sind vergangen, seit am 17. März 1861 das italienische Parlament die Geburt des Königreichs Italien ausgerufen hat, mit Vittorio Emanuele als seinem Herrscher. Die Wahlen zum ersten geeinten Parlament wurden im Januar abgehalten (wobei von zweiundzwanzig Millionen Einwohnern nur etwa vierhunderttausend überhaupt das Wahlrecht haben); überragender Sieger war die sogenannte *Destra Storica*, ein Zusammenschluss vorwiegend von Grundbesitzern und Industriellen mit der Neigung zu einem ausgeprägten Fiskalismus, der für nötig erachtet wird, um den durch die Einigung angehäuften Schuldenberg abzubauen. Besonderen Unmut ruft die sogenannte *tassa sul macinato* vom 1. Januar 1869 hervor, eine Besteuerung des Brotes und anderer Getreideprodukte, die vor allem die Armen trifft und gewalttätige Proteste nach sich zieht. Obwohl sie von einigen Politikern als »Zoll des finstersten Mittelalters« und als »Steuer aus bourbonischen und feudalen Zeiten« bezeichnet wird, bleibt sie bis 1884 in Kraft. Im Jahre 1870 stellt Finanzminister Quintino Sella eine Reihe weiterer harter Maßnahmen vor, entschlossen, den Haushalt »bis auf die Knochen« zu sanieren.

Das Ende des Zweiten Kaiserreiches (1852–1870) und der Beginn der Dritten Republik (1870–1940) in Frankreich haben auch wichtige Auswirkungen auf die italienische Geschichte: Kaum ist der Kirchenstaat der Unterstützung

durch Frankreich beraubt, fällt er am 20. September 1870; nach kurzem Kanonenbeschuss schlagen italienische Truppen an der Porta Pia eine Bresche und ziehen mit dem Ausruf »Savoia!« in Rom ein. Am 3. Februar 1871 wird Rom nach Turin (1861–1865) und Florenz (1865–1871) offiziell zur Hauptstadt Italiens. Am 21. April 1871 stimmt die italienische Regierung der sogenannten *Legge delle Guarentigie* zu, die dem Papst persönliche Souveränität sowie die Freiheit, sein geistliches Amt auszuüben, zusichern soll, doch Pius IX. – der sich dadurch als »Gefangener des italienischen Staates« versteht – weist dies mit der Enzyklika *Ubi nos* vom 15. Mai 1871 zurück. Am 10. September 1874 beschließt der Heilige Stuhl dann das sogenannte *Non expedit*, also das Verbot für Katholiken, am politischen Leben Italiens teilzunehmen, ein Verbot, das allerdings bis zu seiner Außerkraftsetzung 1919 oft umgangen wird.

Die fortschreitende Reduktion der Staatsverschuldung und die Vollendung mehrerer großer Projekte in Italien (vom Bau der Eisenbahnstrecke in Moncenisio, die am 15. Juni 1868 eingeweiht wird, bis zum Durchstoßen des Fréjus-Tunnels, eröffnet am 17. September 1871) und in der Welt (am 17. November 1869 wird der Suezkanal eingeweiht) sowie der Zufluss von ausländischem Kapital sorgen dafür, dass die Zeit von 1871 bis 1873, die sogenannten »drei Jahre des Fiebers«, entscheidend für die Geburt der italienischen Industrie wird. Ein Aufschwung, der allerdings im Jahre 1873 infolge der Finanzkrise, die Europa und die Vereinigten Staaten erfasst, gebremst wird. Diese »Große Depression«, verursacht durch eine Reihe von Spekulationen und waghalsigen Investitionen, wird, mit Hochs und Tiefs, bis 1896 anhalten und gewiss nicht dazu beitragen, die

tiefe Kluft zwischen dem Norden und dem Süden Italiens zu schließen, wobei sich auch die Tatsache rächt, dass zwar gewaltige Investitionen in den Ausbau des Schienennetzes im Norden getätigt wurden, diese aber keine Entsprechung im Süden Italiens finden, wo die Regierung ihre Anstrengungen hauptsächlich auf die Entwicklung der Seefahrt konzentriert.

U' *mari unn'avi né chiese né taverna*, sagen die alten Fischer. Das Meer hat weder Kirchen noch Tavernen, also keine Zufluchtsorte, denn von der gesamten Schöpfung ist es zugleich das gebieterischste und das flüchtigste Element. Der Mensch kann gar nicht anders, als sich vor seinem Willen zu verneigen.

Seit jeher haben die Sizilianer begriffen, dass das Meer nur demjenigen Respekt entgegenbringt, der es auch respektiert. Es ist großzügig: Es schenkt uns den Fisch und das Salz als Nahrung, es schenkt uns den Wind für die Segel unserer Boote und Schiffe, es schenkt uns die Korallen für den Schmuck von Heiligen und Königen. Aber es ist auch unberechenbar und kann sich jederzeit dieser Gaben wieder bemächtigen. Aus diesem Grunde respektieren es die Sizilianer, darum lassen sie es zu, dass es ihrer Existenz seinen Stempel aufdrückt: dass es ihren Charakter prägt, ihre Haut gerbt, sie unterstützt, ihren Hunger stillt, sie beschützt.

Das Meer ist die offene Grenze, es ist immer in Bewegung. Und das ist auch der Grund, warum die Menschen, die auf Sizilien leben, voller Unruhe sind und stets nach dem Land jenseits des Horizonts Ausschau halten und entfliehen wollen, um anderswo nach dem zu suchen, von dem sie am Ende ihres Lebens entdecken werden, dass sie es immer besessen haben.

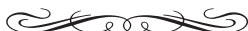
Für die Sizilianer ist das Meer wie ein Vater. Das wird

ihnen bewusst, wenn sie fern von ihm sind, wenn sie nicht mehr den starken Geruch nach Seetang und Salz riechen können, der sie einhüllt, kaum dass ein Wind aufkommt und den Odem des Meeres bis in die letzten Gassen der Stadt trägt.

Für die Sizilianer ist das Meer wie eine Mutter. Geliebt und eifersüchtig. Unabdingbar. Und manchmal auch grausam.

Für die Sizilianer ist das Meer ebenso die Gestalt ihrer Seele wie ihre Begrenzung.

Kette und Freiheit zugleich.



Am Anfang steht ein Flüstern, ein Murmeln, vom Geifer des Windes getragen. Es entsteht im Herzen der Olivuzza, im Schutz der zugezogenen Vorhänge, in Zimmern, die im Halbschatten liegen. Der Wind packt die Stimme, die immer lauter wird und sich mit dem Weinen und Schluchzen einer alten Frau mischt, die eine erkaltete Hand hält.

»*Murìu* ...«, sagt die Stimme und gerät ungläubig ins Zittern. Das Wort erschafft die Wirklichkeit, besiegelt das, was vorgefallen ist, verkündet, was unumkehrbar ist. Das Flüstern dringt an die Ohren der Diener, wandert von dort aus zu ihren Lippen, geht hinaus, vertraut sich erneut dem Wind an, der es quer durch den Garten trägt, auf die Stadt zu. Von Mund zu Mund wandert es und kleidet sich in Überraschung, in Weinen, in Furcht, in Angst, in Groll.

»*Murìu!*«, sprechen die Palermitaner ihr nach, den Blick zur Olivuzza gerichtet. Sie können es nicht glauben, dass ein Mann wie Vincenzo Florio gestorben sein soll. Gewiss,

er war alt, krank seit geraumer Zeit, hatte längst die Führung des Handelshauses an seinen Sohn übergeben, und doch ... Für die Stadt war Vincenzo Florio ein Titan, ein Mann, so gewaltig, dass nichts und niemand ihn aufhalten konnte. Und doch hat er einen Hirnschlag erlitten und ist gegangen.

Es gibt auch Menschen, die sich darüber freuen. Seit Jahren haben sich in so mancher Seele der Neid, die Missgunst, der Durst nach Rache an ihm eingenistet. Doch es ist eine vergebliche Genugtuung. Vincenzo Florio ist in Frieden gestorben, in seinem Bett, getröstet von der Liebe seiner Frau und der Kinder. Und er ist als reicher Mann gestorben, umgeben von alldem, was er sich, ob aus Willenskraft oder durch Glück, aneignen konnte. Und damit nicht genug: Dieser Tod scheint Vincenzo eine Gnade gewährt zu haben, die er anderen oft nicht zuteilwerden ließ.

»*Muriù!*«

Jetzt dringt die Stimme – eine Stimme voller Erstaunen, voller Schmerz, voller Wut – ins Herz Palermos vor, sie fliegt über die Cala hinweg und stürzt mitten in das Getümmel der Straßen rund um den Hafen. Sie trifft in der Via dei Materassai ein, überbracht von einem atemlosen Dienstboten. Doch sein Lauf war umsonst, denn jener Schrei, jenes »*Muriù!*« ist längst durch die Tür und die Fenster eingedrungen, hat sich auf den Majolikafliesen des Bodens um die eigene Achse gedreht, bis in Ignazios Schlafzimmer hinein, in dem die Frau des neuen Herrn der Casa Florio sitzt.

Als sie die Schreie auf der Straße hört, wo Menschen in Tränen ausbrechen, hebt Giovanna d'Ondes Trigona so plötzlich den Kopf, dass ihr langer schwarzer Zopf ins

Beben gerät, sie packt die Armlehnen des Sessels und schaut Donna Ciccia fragend an, ihre frühere Gouvernante, die jetzt ihre Gesellschafterin ist.

Es klopft an der Tür, mächtige Schläge. Einem Instinkt folgend, legt Donna Ciccia schützend die Hand um das Köpfchen des Neugeborenen, den sie im Arm hält – Ignazziddu, Giovannas Zweitgeborenen –, und geht die Tür öffnen. Sie gebietet dem Diener auf der Schwelle Einhalt und fragt barsch: »*Chi fu?* Was ist?«

»*Muriu!* Don Vincenzo, gerade eben.« Immer noch schnaufend, richtet der Dienstbote den Blick auf Giovanna. »Euer Gemahl, Signora, schickt mich und lässt Euch ausrichten, Ihr mögt Vorbereitungen für den Besuch der Verwandten treffen.«

»Er ist tot?«, fragt Giovanna, mehr erstaunt als kummervoll. Das Ableben jenes Mannes, den sie nie besonders gern hatte und der ihr oft genug eine solche Angst eingejagt hat, dass sie in seiner Anwesenheit kaum ein Wort herausbrachte, kann ihr keinen Schmerz bereiten. Ja, sein Zustand hatte sich seit einigen Tagen verschlechtert – einer der Gründe, warum sie Ignazziddus Geburt nicht gefeiert haben –, doch mit einem so schnellen Ende hatte sie nicht gerechnet. Sie richtet sich mühsam auf. Es ist eine schmerzhafteste Geburt gewesen; selbst das Stehen ermüdet sie. »Mein Mann ist dort?«

Der Diener nickt. »Ja, Donna Giovanna.«

Donna Ciccia errötet, schiebt eine störrische Locke unter die Haube zurück und dreht sich zu ihr um. Giovanna öffnet den Mund, um etwas zu sagen, bringt aber kein Wort hervor. Also streckt sie die Arme aus, nimmt das Neugeborene entgegen und drückt es an ihre Brust.

Donna Giovanna Florio. So wird man sie von nun an nennen. Nicht mehr »Frau Baronesse«, wie ihr Titel von Geburt an lautet, der Titel, der eine so große Rolle dabei gespielt hat, dass sie in diese reiche Kaufmannsfamilie aufgenommen wurde. Jetzt zählt es nicht mehr, dass sie eine Trigona ist und einer der ältesten Familien Palermos angehört. Es zählt einzig und allein die Tatsache, dass sie *die Herrin* ist.

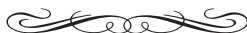
Donna Ciccia tritt auf sie zu und nimmt ihr das Kind wieder aus den Armen. »Ihr müsst Trauerkleidung anlegen«, murmelt sie. »In Kürze kommen die ersten Gäste, um zu kondolieren.« In ihrer Stimme liegt eine neue Ehrerbietung, ein feiner Unterton, wie ihn Giovanna noch nie gehört hat. Das Zeichen einer Veränderung, die nicht mehr umkehrbar ist.

Ab jetzt hat sie eine präzise Rolle. Und sie wird zeigen müssen, dass sie ihr gewachsen ist.

Sie spürt, wie ihr Atem im Brustkorb stockt, wie das Blut ihr aus dem Gesicht weicht. Dann greift sie entschlossen nach dem Revers ihres Morgenmantels, zieht es zusammen. »Gebt Anweisung, alle Spiegel zu verhüllen, und lasst die Eingangstür halb offen stehen. Anschließend kommt Ihr, um mir zu helfen.«

Giovanna macht sich zu ihrem Ankleidezimmer auf den Weg, das sich hinter dem Bett mit dem Baldachin befindet. Ihr zittern die Hände, ihr ist kalt. In ihrem Kopf ist nur ein Gedanke.

Ich bin Donna Giovanna Florio.



Das Haus ist leer.

Es gibt nichts als Schatten.

Schatten, die sich zwischen den Möbeln aus Walnussholz und Mahagoni ausdehnen, durch die halb geschlossenen Türen hindurch, zwischen den Falten der schweren Vorhänge.

Es herrscht Stille. Keine Ruhe. Es ist die Abwesenheit von Geräuschen, eine Reglosigkeit, die erstickend ist, den Atem nimmt, lähmt.

Die Bewohner des Hauses schlafen. Alle bis auf einen: Ignazio, der in Pantoffeln und Hausjacke im Dunkeln durch die Zimmer der Wohnung an der Via dei Materassai wandert. Die Schlaflosigkeit, die ihn während seiner Jugend gequält hat, ist wieder da.

Es ist schon die dritte Nacht, in der er nicht schläft. Seit sein Vater gestorben ist.

Er spürt, wie ihm die Augen feucht werden. Er reibt sie. Doch weinen kann er nicht, er darf nicht; Tränen sind etwas für Frauenzimmer. Dennoch verspürt er ein Gefühl der Fremdheit, des Verlassenseins und der Einsamkeit, das so stark ist, dass es sich nicht leugnen lässt. Er fühlt den Kummer in seinem Mund, schluckt ihn herunter, behält ihn bei sich. Er geht von einem Zimmer zum anderen. An einem Fenster bleibt er stehen, schaut hinaus. Die Via dei Materassai ist in ein Dunkel getaucht, das nur an wenigen Stellen von Laternen erhellt wird. Die Fenster der anderen Häuser sind wie leere Augenhöhlen.

Jeder Atemzug hat ein Gewicht, eine Form, einen Geschmack, und er schmeckt bitter. Oh ja, und wie bitter.

Dreißig Jahre ist Ignazio alt. Vor geraumer Zeit schon hat sein Vater ihm die Leitung des Weinguts in Marsala über-

tragen, und seit Kurzem hat Ignazio auch Prokura für die anderen Geschäftszweige der Casa Florio. Seit zwei Jahren ist er mit Giovanna verheiratet, die ihm zwei Söhne, Vincenzo und Ignazio, geschenkt hat und damit die männlichen Nachkommen, die die Zukunft der Firma sichern. Er ist reich, angesehen, mächtig.

Aber nichts kann die Einsamkeit der Trauer auslöschen.

Die Leere.

Wände, Hausrat, Schmuckgegenstände – sie alle sind stumme Zeugnisse der Zeit, in der seine Familie noch ganz und intakt war. In der die Welt eine feste Ordnung hatte und die Zeit im Takt gemeinsamen Arbeitens verstrich. Ein Gleichgewicht, das nun in tausend Stücke zersprungen ist und einen tiefen Krater hinterlassen hat. In dessen Mitte steht er, Ignazio. Um ihn herum nur Trümmer, Trostlosigkeit.

Er geht weiter und weiter, streift durch die Flure, kommt am Arbeitszimmer seines Vaters vorbei. Einen Augenblick lang überlegt er, ob er es betreten soll, spürt aber, dass er nicht dazu in der Lage wäre, nicht in dieser Nacht, in der die Erinnerungen sich so verdichtet haben, als wären sie aus Fleisch und Blut. Und so geht er weiter, steigt die Treppe hoch und kommt zu dem Zimmer, in dem sein Vater seine Geschäftspartner zu ungezwungenen Zusammenkünften zu empfangen pflegte oder in das er sich zurückzog, wenn er allein sein und nachdenken wollte. Es ist ein kleiner Raum, holzgetäfelt und mit zahlreichen Bildern an den Wänden. Mit gesenktem Blick bleibt Ignazio auf der Schwelle stehen. Durch das offene Fenster fällt Licht herein und beleuchtet den Sessel aus gestepptem Leder und das Tischchen daneben, auf dem eine Zeitung liegt. Darin hat

sein Vater gelesen an dem Abend, bevor er den Hirnschlag erlitt, der ihn zu Bewegungslosigkeit verdammt. Niemand hat den Mut gehabt, sie wegzuerwerfen, auch wenn seither mehrere Monate vergangen sind. An einer Ecke des Tisches liegt noch der Kneifer seines Vaters und seine Dose mit Schnupftabak. Alles ist noch da, als würde er jeden Augenblick zurückkehren.

Fast glaubt er seinen Duft zu erschnuppern, ein Kölnischwasser, in dem sich die Aromen von Salbei, Zitrone und Meeresluft vereinten; fast hört er sein Atmen, eine Art mühsames Brummeln; dann seinen schweren Schritt. Er sieht ihn vor sich, wie er Briefe oder Dokumente liest, wie ein ironisches Lächeln seinen Mund umspielt, wie er aufblickt und leise etwas sagt, das ihm gerade durch den Kopf gegangen ist.

Der Kummer frisst ihn auf. Wie soll er nur weitermachen ohne ihn? Er hatte Monate, um sich um alles zu kümmern, sich vorzubereiten, aber jetzt weiß er nicht, wie. Er hat das Gefühl, unterzugehen, zu ertrinken, genau wie damals als Kind, als er in der Bucht der Arenella fast umgekommen wäre. Damals war es sein Vater, der ins Wasser sprang und ihn rettete. Ignazio erinnert sich gut an das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen, und an das Brennen des Meerwassers in seiner Luftröhre ... so wie jetzt die Tränen in seinen Augen brennen, die er doch mit allen Mitteln unterdrücken will. Doch er muss stark sein. Denn jetzt ist er das Familienoberhaupt, er muss sich um die Casa Florio kümmern. Um seine Mutter, die allein geblieben ist. Und natürlich auch um Giovanna, um Vincenzo, um Ignazziddu ...

Er schnappt mit offenem Mund nach Luft, trocknet seine Tränen. Er hat Angst davor, zu vergessen, wie sein Vater war,

sich nicht mehr an seine Hände oder seinen Geruch erinnern zu können. Doch das darf niemand wissen. Niemand darf an seinen Augen ablesen, wie bewegt er ist. Er ist kein Sohn, der gerade seinen Vater verloren hat. Er ist der neue Herr eines erfolgreichen Handelshauses, das in stetem Wachsen begriffen ist.

In diesem Moment schmerzlichster Einsamkeit gesteht er sich jedoch ein, wie gern er seine Hand nach dem Vater ausstrecken und ihn berühren würde, wie gern er ihn um Rat fragen oder schweigend an seiner Seite arbeiten würde, so wie sie es so oft getan haben.

Er, der jetzt selbst Vater ist, wäre so gerne einfach nur wieder ein Sohn.



»Ignazio!«

Das war seine Mutter Giulia, die ihn leise gerufen hat. Er hat ihren Schatten durch den Lichtstreifen gehen sehen, der durch die Tür des Zimmers, in dem Vincenzino und Ignaziddu schlafen, hereinfiel. Sie sitzt in einem Sessel und wiegt ihren letztgeborenen Enkel in den Armen, der auf die Welt kam, als sich sein Großvater anschickte, sie zu verlassen.

Giulia trägt einen Morgenrock aus schwarzem Samt, ihr weißes Haar ist zu einem Zopf geflochten. Beim Schein der Lampe bemerkt Ignazio ihre von Gicht verkrümmten Finger und den gebeugten Rücken. Die Schmerzen in den Knochen verfolgen sie schon seit Jahren, doch bis vor Kurzem hat sie es immerhin geschafft, sich gerade zu halten. Jetzt jedoch ist sie in sich zusammengesunken, wie ein zer-

knülltes Stück Papier. Auf einmal wirkt sie viel älter als ihre sechzig Jahre, als hätte sie die ganze Bürde der Welt auf ihre Schultern geladen. Auch weil ihre Augen – die immer heiter und voller Neugier in die Welt blickten – nicht mehr leuchten, sondern matt und wie erloschen sind.

»*Maman* ... aber was macht Ihr hier? Warum habt Ihr nicht die Amme gerufen?«

Giulia blickt ihn schweigend an. Dann fährt sie mit dem Wiegen des Kindes fort, und eine Träne stiehlt sich auf ihre Wimpern. »Er hätte sich so über dieses Kind gefreut, und über die Tatsache, dass er so viele männliche Enkel bekommen hat. Deine Frau hat es gut gemacht: Mit ihren fünf- undzwanzig Jahren hat sie dir bereits zwei Söhne geschenkt, zwei Erben.«

Ignazio spürt, wie in seinem Herzen ein neuer Riss entsteht. Er nimmt vor der Mutter Platz, auf dem Sessel neben der Wiege. »Ich weiß.« Er drückt ihre Hand. »Was mich am meisten betrübt, ist, dass er sie nicht aufwachsen sehen wird.«

Giulia schluckt. »Er hätte noch lange leben können. Aber er hat sich nie geschont, niemals. Nicht einen Tag zum Ausruhen hat er sich gegönnt, selbst an Feiertagen hat er gearbeitet ... hier«, sagt sie und fasst sich an die Schläfe. »Er konnte einfach nicht aufhören. Am Ende war es das, was ihn mir genommen hat.« Sie seufzt, greift nach der Hand ihres Sohnes. »Schwör es mir. Schwör mir, dass du niemals die Arbeit über deine Familie stellen wirst.«

Giulias Händedruck ist energisch, eine verzweifelte Energie, die dem Bewusstsein entwächst, dass sich die Zeit einfach nimmt, was sie will, und niemals etwas zurückgibt; und nicht nur das – sie verbrennt die Erinnerungen und

lässt sie zu Asche zerfallen. Ignazio legt die Hand auf ihre und spürt die Knochen unter ihrer Haut. Der Riss in seinem Herzen wird größer. »Aber ja.«

Giulia schüttelt den Kopf. Eine solch mechanische Antwort ist sie nicht bereit hinzunehmen. Ignazziddu gluckst in ihren Armen. »Nein. Du musst an deine Frau und diese Kinder, deine *picciriddi* denken.« Mit einer typisch sizilianischen Geste hebt sie – die Mailänderin, die mit gerade mal zwanzig Jahren auf die Insel gekommen ist – das Kinn in Richtung des Kinderbettchens im Hintergrund, in dem der mittlerweile einjährige Vincenzino schläft. »Du weißt es nicht, daran kannst du dich nicht erinnern, aber dein Vater hat deine beiden Schwestern Angelina und Peppina nicht wirklich aufwachsen sehen. Auch dein Aufwachsen hat er nur deshalb wahrgenommen, weil du der männliche Spross warst, den er sich gewünscht hatte.« Ihre Stimme wird leise, und sie bebt vor nur mühsam zurückgehaltenen Tränen. »Mach du nicht denselben Fehler. Unter den Dingen, die verloren gehen, ist die Kindheit unserer Kinder einer der schmerzlichsten Verluste.«

Er nickt, bedeckt das Gesicht mit den Händen. Jahre gestrenger Blicke tauchen in seiner Erinnerung auf. Erst als Erwachsener hat er gelernt, in den dunklen Augen seines Vaters auch Stolz und Zuneigung zu erkennen. Vincenzo Florio war kein Mann der großen Worte, sondern ein Mann der Blicke, im Guten wie im Schlechten. Und er war auch kein Mann, der dazu in der Lage war, Zuneigung zu zeigen. An Umarmungen kann Ignazio sich nicht erinnern. Vielleicht ab und zu eine zärtliche Geste. Und doch hat sein Vater ihn gerngehabt.

»Und Giovanna, deine Frau ... vernachlässige sie nicht.

Sie hat dich lieb, das arme Lämmchen, und sucht immer deine Aufmerksamkeit.« Giulia betrachtet ihn mit einer Mischung aus Tadel und Bedauern. Sie seufzt. »Und wenn du sie zur Frau genommen hast, musst du doch auch etwas für sie empfinden.«

Ignazio macht eine unwirsche Handbewegung, als wollte er einen unangenehmen Gedanken verscheuchen. »Ja«, murmelt er. Doch er fügt nichts hinzu und schaut zu Boden, um sich dem Blick der Mutter zu entziehen, die schon immer bis an den Grund seiner Seele zu blicken vermocht hat.

Dieser Schmerz gehört ihm allein.

Giulia erhebt sich, geht langsam zur Wiege und legt Ignazziddu vorsichtig hinein. Der Neugeborene dreht das Köpfchen mit einem zufriedenen Lächeln und schlummert ein.

Ignazio steht an der Schwelle und wartet auf sie. Er legt ihr eine Hand auf die Schulter und begleitet sie zu ihrem Zimmer. »Ich bin froh, dass Ihr beschlossen habt, hierherzukommen, zumindest für die ersten paar Tage. Die Vorstellung war einfach unerträglich, Ihr so allein dort.«

Sie nickt. »Das Haus an der Olivuzza ist zu groß ohne ihn.« *Leer. Für immer.*

Ignazio spürt, wie sein Atem ruhiger wird.

Giulia schlüpft in das Zimmer, das Schwiegertochter und Sohn für sie bereithalten, dasselbe Zimmer, in dem Jahre zuvor auch ihre eigene Schwiegermutter, Giuseppina Saffiotti Florio, gelebt hat. Eine gestrenge Frau, die ihren Mann schon in frühen Jahren verloren hatte, die Vincenzo zusammen mit ihrem Schwager Ignazio großgezogen und sich lange Zeit dagegen gewehrt hatte, dass sie selbst, Giulia, in die Familie eintrat, weil sie sie für nicht gut genug und für

einen gesellschaftlichen Emporkömmling hielt. Jetzt ist auch sie Witwe. Sie bleibt mitten im Zimmer stehen, während ihr Sohn die Tür hinter sich schließt, und richtet dann den Blick auf das große Ehebett.

Ignazio hört nicht ihre Worte. Und er könnte Giulias Schmerz auch nicht verstehen, denn er ist anders als der seine: brachialer, schärfer, ohne Hoffnung.

Denn sie und Vincenzo hatten einander erwählt, sie hatten einander gewollt und geliebt, allem und allen zum Trotz.

»Wie soll ich es nur schaffen, ohne dich zu leben, mein Liebster?«



Die Tür streift nur leicht den Boden und schließt sich fast geräuschlos. Die Matratze neben ihr wird eingedrückt, Ignazios Körper nimmt seinen Platz ein und gibt eine feuchte Wärme ab.

Giovanna rührt sich nicht. Sie verlangsamt ihren Atem, täuscht einen Schlaf vor, der sie in dem Moment verlassen hat, als ihr Mann aus dem Bett aufgestanden ist. Sie weiß sehr wohl, dass Ignazio unter Schlaflosigkeit leidet, und sie, die einen leichten Schlaf hat, bleibt dann oft wach, ohne sich zu bewegen. Zudem hat der Tod seines Vaters Ignazio mehr getroffen, als er selbst es zugeben würde.

Ihre Augen stehen im Dunkeln weit offen. Sie erinnert sich noch gut an das allererste Mal, als sie Vincenzo Florio gesehen hat: ein stämmiger Mann mit finsterner Miene, der schwer atmete. Er hatte sie angeschaut, wie man ein Tier auf dem Markt begutachtet.

In ihrer Befangenheit hatte sie nichts anderes tun können, als den Blick zu senken und den Boden im Salon der Villa delle Terre Rosse, direkt vor den Toren Palermos, zu betrachten.

Dann hatte er sich an seine Frau gewandt, vermeintlich in einem Flüstern, das dann jedoch im Salon der d'Ondes laut widerhallte. »*Ma unn'è troppo sicca?*«

Ob sie nicht vielleicht zu dünn sei? Giovanna hatte abrupt den Kopf gehoben. Konnte man es ihr denn zum Vorwurf machen, wenn sie in ihrem Leben alles darangesetzt hatte, nicht so zu werden wie ihre Mutter, die so fett war, dass man sie als unförmig bezeichnen konnte? Wollte er vielleicht sagen, dass sie deshalb keine gute Ehefrau sein konnte? Gekränkt von diesem Vorwurf der Unzulänglichkeit hatte sie Ignazio angeschaut, in der Hoffnung, er würde etwas zu ihrer Verteidigung sagen.

Doch er wirkte vollkommen gleichgültig, ein distanzier-tes Lächeln spielte um seine Lippen.

Es war ihr Vater Gioacchino d'Ondes, der Graf von Galitano, gewesen, der Vincenzo zu beschwichtigen suchte. »Ein gesundes Frauenzimmer, *fimmina sana*«, sei sie, erklärte er voller Stolz. »Sie wird Eurem Haus starke Söhne schenken.«

Denn tatsächlich: Ihre Fähigkeit, Kinder zur Welt zu bringen, war das Einzige, was Don Vincenzo interessierte – weder die Frage, ob sie nun fett oder mager war, noch die, ob Ignazio in sie verliebt war.

Und doch war sie mit einem Herzen voller Liebe Teil der Casa Florio geworden, Liebe zu diesem so kontrollierten Mann, der stets und in allen Lebenslagen Herr seiner selbst war.

Sie war begeistert, denn sie hatte sich Hals über Kopf in ihn verliebt, seit dem Moment, als sie ihn kurz vor ihrem siebzehnten Geburtstag im *Casino delle Dame e dei Cavalieri* gesehen hatte, und endgültig hatte er ihr Herz erobert durch die Ruhe, die er anderen Menschen einzuflößen vermochte, durch seine Kraft, die direkt aus einem unerschütterlichen Glauben an die eigene Überlegenheit zu kommen schien. Und durch die Gelassenheit, mit der er sprach.

Begierde und Verlangen hatten sich erst später eingestellt, als sie intim miteinander geworden waren. Doch es war genau dieses Verlangen, das sie in die Irre geführt hatte, weil es sie glauben machte, ihre Ehe sei anders als das, was andere ihr beschrieben hatten, und ihr den Gedanken einflößte, es könnte sich tatsächlich zwischen ihnen Zuneigung entwickeln, oder doch zumindest Respekt. Dabei hatten sie alle gewarnt, allen voran ihre Mutter, mit ihren düsteren Anspielungen auf die Tatsache, dass sie »Opfer bringen« müsse, dass sie ihren Ehemann »ertragen« müsse; selbst der Priester hatte sie am Hochzeitstag ermahnt: »Geduld ist die wichtigste Gabe einer Ehefrau.«

Erst recht, wenn du einen Florio heiratest, hatte sein Blick hinzugefügt.

Und Giovanna war geduldig gewesen, hatte sich zurückgenommen, hatte gehorcht, immer auf der Suche nach einer Geste der Zustimmung oder doch wenigstens der Anerkennung. Zwei Jahre lang hatte sie zwischen der verhaltenen Freundlichkeit von Donna Giulia und Don Vincenzos scharfen Blicken zugebracht, hatte sich minderwertig gefühlt ob ihrer – nicht allzu großzügigen – Mitgift und ihrer Bildung, die bei Weitem der ihrer Schwägerinnen nachstand, verloren in einem Haus und einer Familie, die

ihr von Beginn an fremd gewesen waren. Sie hatte es durchgestanden, indem sie an ihren eigenen Stolz appellierte, den Stolz einer Adelligen, und an das vornehme Geblüt der Trigonas. Vor allem jedoch an das, was ihr Herz ihr sagte, denn in jenem Haus, in jener Familie, gab es Ignazio.

Mit Zähigkeit, mit Entschlossenheit hatte sie darauf gewartet, dass er sie wahrnahm. Dass er sie wirklich anschaute.

Doch was sie bekam, war freundliche Höflichkeit, eine Wärme, die nur lau und flüchtig war.

Sie hört das leise Schnarchen des Mannes hinter ihr. Sie dreht sich um, betrachtet im Dunkel sein Profil. Sie hat ihm zwei Söhne geschenkt. Sie liebt ihn, und wenn es nur auf blinde, törichte Art ist, das weiß sie.

Doch sie weiß auch, dass das nicht reicht.

Die Wahrheit, denkt Giovanna, ist, dass man sich an alles gewöhnen kann. Und sie war lange genug daran gewöhnt, sich mit den Brosamen zufriedenzugeben. Jetzt will sie mehr. Jetzt will sie wirklich seine Frau sein.



Am Morgen des 21. September 1868 verliest Notar Giuseppe Quattrocchi den letzten Willen des Kaufmanns Vincenzo Florio. Im schwarzen, in England maßgeschneiderten Anzug und einer Krawatte aus schwarzem Wollkrepp lauscht Ignazio den Kapiteln des Testaments, die sich nach den einzelnen Geschäftszweigen der Casa Florio gliedern. Auf dem Tisch liegen zahlreiche Akten, in ordentlichen Stapeln abgelegt. Der Sekretär des Notars nimmt sie zur Hand, kontrolliert die Auflistung der Güter. Eine Litanei von Örtlichkeiten, Namen, Zahlen.

Äußerlich bleibt Ignazio ungerührt. Die zitternden Hände, die er unter dem Tisch gefaltet hat, kann niemand sehen.

Er hat immer gewusst, dass die Geschäfte der Casa Florio äußerst breit gefächert waren, doch es ist, als würde ihm erst in diesem Moment bewusst werden, wie komplex und breit angelegt sie wirklich sind. Erst vor wenigen Tagen noch war er nur mit einigen wenigen Sparten betraut, insbesondere dem Weingut in Marsala. Er liebte es, sich während der Weinlese dort aufzuhalten, besonders bei Sonnenuntergang, wenn die Sonne hinter den ägadischen Bergen versank oder man den Blick über die Lagune des Stagnone schweifen lassen konnte.

Jetzt jedoch türmt sich vor ihm ein gewaltiger Berg aus Papieren, Bilanzen, Verträgen und Verbindlichkeiten. Er wird ihn erklimmen müssen, bis er den Gipfel erreicht hat, und auch das wird noch nicht ausreichen: Er muss ihn überwinden. Die Florios müssen *immer* über den Horizont hinausblicken. So haben es sein Großvater Paolo und sein Onkel Ignazio getan, als sie das kalabrische Bagnara verließen und in Richtung Palermo aufbrachen. So hat es sein Vater getan, als er die Weinkellerei in Marsala gründete, als er die Leitung der Tonnara, der Thunfischfabrik, auf Favignana übernahm, oder als er es sich – entgegen der Meinung aller – in den Kopf setzte, die Gießerei Oretea zu erschaffen, die bis heute Dutzenden von Menschen Brot und Arbeit gibt. Und es hat niemals auch nur den Hauch eines Zweifels daran gegeben, dass Ignazio diesem Weg weiter folgen wird. Er ist nun das Familienoberhaupt, der Erbe des Hauses Florio, derjenige, der den Namen der Familie weitertragen und ihre Macht und ihren Reichtum mehren muss.

Mit knapper Geste hebt Ignazio die ineinander verschlungenen Hände, die endlich zu zittern aufgehört haben, und legt sie auf den Tisch. Er schaut auf seinen Ringfinger hinab: Dort, unter dem Ehering, steckt der Ring aus geschmiedetem Gold, den ihm sein Vater vor zwei Jahren am Tage seiner Hochzeit mit Giovanna geschenkt hat; zuvor hat er dem Onkel gehört, dessen Namen er trägt, und davor seiner Urgroßmutter Rosa Bellantoni. Niemals zuvor ist er ihm so schwer vorgekommen.

Der Notar hat mit der Verlesung des Testaments fortgefahren und ist bei den Verfügungen angelangt, die seine Mutter und die Schwestern betreffen, für die eigene Legate verfügt wurden. Ignazio hört zu, nickt und tut dann mit seiner Unterschrift unter die Verfügungen kund, dass er das Erbe annimmt.

Am Ende erhebt er sich und blickt sich um. Er weiß, alle erwarten von ihm, dass er ein paar Worte sagt, und er will und darf sie nicht enttäuschen. »Ich danke euch für euer Kommen. Mein Vater war ein außergewöhnlicher Mann: Einen einfachen Charakter hatte er nicht, aber er war immer loyal uns allen gegenüber und mutig in seinen Unternehmungen.« Er macht eine Pause, sucht nach den richtigen Worten. Sein Rücken ist gerade, seine Stimme fest. »Ich vertraue darauf, dass ihr mit dem gleichen Engagement für die Casa Florio arbeiten werdet, wie ihr es ihm entgegengebracht habt. Und ich habe die Absicht, sein Werk fortzuführen und unser Unternehmen noch stabiler und noch stärker zu machen. Doch dabei werde ich nicht vergessen, dass die Casa Florio für viele Menschen ein sicherer Hafen ist, der ihnen Brot, Arbeit und Würde gibt. Ihnen wird meine besondere Aufmerksamkeit gelten, das ver-

spreche ich euch. Alle zusammen werden wir dieses Haus zum Herzen Palermos und von ganz Sizilien machen.« Er zeigt auf die Akten vor ihm, legt die Hände darauf.

Jemand nickt. Die sorgenvollen Gesichter glätten sich, die angespannten Blicke werden weicher.

Wenigstens für den Moment brauchen sie keine weitere Vergewisserung mehr, denkt Ignazio und spürt, wie die Anspannung von ihm abfällt. *Aber schon morgen wird das anders sein.*

Die Versammelten erheben sich und nähern sich mit ernstesten Mienen: Alle sprechen noch einmal ihr Beileid aus, mancher bittet auch um einen Termin. Ignazio dankt allen und bedeutet seinem Sekretär mit einem Nicken, er möge sich die Besprechungswünsche notieren.

Vincenzo Giachery ist der Letzte, der sich nähert, zusammen mit Giuseppe Orlando. Die beiden sind Freunde der Familie, mehr noch als Geschäftspartner und Ratgeber der Casa Florio. Vincenzo ist der Bruder von Carlo Giachery, der rechten Hand von Ignazios Vater, dem Architekten der Villa dei Quattro Pizzi, der vor drei Jahren verstorben ist. Auch das war ein Trauerfall, den Vincenzo augenscheinlich ungerührt hingenommen hat, indem er sich in sich selbst zurückzog. Giuseppe hingegen ist ein fähiger Ingenieur und Mechaniker, der sich auf die Handelsschiffahrt spezialisiert hat, ein Mann mit garibaldinischer Vergangenheit, der heute ein verlässlicher und ruhiger Vertrauter der Florios und ein guter Familienvater ist.

»Wir müssen reden, Don Ignazio«, beginnt Giachery ohne Umschweife. »Die Frage der Dampfschiffe.«

»Ich weiß.«

Nein, nicht morgen: heute, überlegt Ignazio mit zusam-

mengepressten Lippen. *Es ist keine Zeit, die habe ich nie gehabt und werde sie nie haben.*

Er sieht die beiden Männer an und hält einen Augenblick lang die Luft an. Er folgt ihnen aus dem Salon, wo die Bediensteten Handschuhe und Hüte für die Verwandten bereitgelegt haben, die für die Beerdigung und die Verlesung des Testaments zusammengekommen sind. Er begrüßt seine Schwester Angelina und ihren Mann Luigi De Pace; drückt Auguste Merle die Hand, dem Schwiegervater seiner Schwester Giuseppina, die seit Jahren in Marseille lebt.

Die drei Männer begeben sich zu Vincenzos Arbeitszimmer. Noch auf der Schwelle zögert Ignazio, so wie es auch am vorigen Abend geschehen ist, als stünde er auf einmal vor einer Mauer. Unzählige Male hat er dieses Zimmer schon betreten, doch nur, als sein Vater noch am Leben war, als er noch in der Casa Florio die Fäden zog.

Und mit welchem Recht betritt er jetzt das Zimmer? Wer ist er, ohne seinen Vater? Alle sagen, er ist der Erbe, aber ist das nicht anmaßend?

Ignazio schließt die Augen und stellt sich einen Moment lang vor, die Tür zu öffnen und ihn dort sitzen zu sehen, in seinem Ledersessel. Er sieht, wie er den Kopf hebt, den grauen Haarschopf leicht zerzaust, die Stirn gerunzelt, er sieht seinen durchdringend forschenden Blick, die Hand, die ein Dokument hält...

Doch es ist Vincenzo Giacherys Hand, die sich ihm auf die Schulter legt. »Nur Mut«, sagt er leise.

Nein, nicht heute: jetzt, denkt Ignazio und versucht, den Schrecken zu verscheuchen, der sich seiner bemächtigt hat. Ihm hat der Tod seinen Vater genommen; ihnen einen Leit-

stern. *Jetzt, nicht später*, denn der Moment ist gekommen, um zu zeigen, dass er der würdige Nachfolger seines Vaters ist. Und dass sein Leben – das er seit dem Moment, als er auf die Welt kam, der Casa Florio gewidmet hat – nicht umsonst gewesen ist. Dass der Schmerz, der zerbrechlich macht, nichts mit ihm zu tun hat, und dass er ihn, auch wenn er ihn verspürt, verbergen muss. Er ist es, der diesen Menschen Sicherheit gibt, nicht umgekehrt. Schon jetzt ist die Zeit der Bestätigung und des Trostes für ihn vorbei. Ja, ihm scheint, sie habe gar nicht erst begonnen.

Und so überwindet er die Mauer. Er betritt das Zimmer, nimmt Raum darin ein. Auf einmal wird das Zimmer wieder das, was es eben ist: ein Arbeitsplatz, mit dunklem Holz vertäfelt, mit wuchtigen Möbeln eingerichtet, zwei Sesseln aus Leder und einem großen Schreibtisch aus Mahagoni, der schwer beladen ist mit Dokumenten, Papieren und Bilanzen.

Er nimmt an diesem Schreibtisch Platz, auf diesem Sessel. Einen Moment lang richtet sich sein Blick auf das Tintenfass und das kleine Tablett, auf dem ein Brieföffner, Stempel, ein Lineal sowie mehrere Blätter Löschpapier liegen. Auf einem von ihnen ist ein Fingerabdruck zu sehen.

»Nun denn.« Er holt tief Luft. Auf der Schreibtischunterlage sieht er die Kondolenzschreiben. Ganz oben liegt das von Francesco Crispi. *Das muss ich gleich beantworten*, denkt er. Crispi und sein Vater haben sich bei der Ankunft der garibaldinischen Truppen in Palermo kennengelernt, und zwischen den beiden entstand auf der Stelle eine Beziehung, die von Aufrichtigkeit und gegenseitigem Vertrauen getragen war und sich mit den Jahren immer mehr gefestigt hat. Crispi war jahrelang der Anwalt der Florios und hat

seit geraumer Zeit eine glanzvolle politische Karriere eingeschlagen: Vor Kurzem wurde er in das Wahlmännergremium von Maglie und von Castelvetro berufen. »Als Erstes müssen wir alle beruhigen. Sie müssen wissen, dass sie uns ebenso vertrauen können wie vorher.«

»Und die Sache mit den staatlichen Beihilfen, wie sieht Ihr sie? Es geht das Gerücht, dass sich die Regierung gegen weitere Subventionen wehrt, und für die Casa Florio wäre es gefährlich, ohne diese Unterstützung dazustehen. Der Mittelmeerraum ist voll von Schiffahrtsgesellschaften, die sich mit Kanonenschüssen versenken lassen würden, nur um eine weitere Route zu ergattern.«

Gleich *in medias res*, denkt Ignazio. Die haarigste Angelegenheit, da ist sie schon.

»Das weiß ich sehr wohl, und ich habe nicht die geringste Absicht, mir hier die Butter vom Brot nehmen zu lassen. Meine Idee ist es, mich an den Generaldirektor der Post, Barbavara, zu wenden: Ich halte es für angebracht, ihm gegenüber zu bekräftigen, dass wir ganz genaue Vorstellungen von der Fusion unserer Postschiffgesellschaft mit Accossato und Peirano in Genua haben, die, wie Ihr wisst, zusammen mit Rubattino über die Hälfte der Tonnagen in der nationalen Dampfschiffahrt besitzen. Ein Schachzug, der zu einer unzweifelhaften Verbesserung der Transportlinien im Allgemeinen und zu einer Potenzierung unserer Flotte im Besonderen führen würde. Doch vor allem werde ich ihm gegenüber wegen der Ablehnung der Strecke über Livorno Protest einlegen: Für uns ist das ein großer Schaden, denn es unterbricht eine direkte Verbindung zwischen Sizilien und Mittelitalien. Um ihm den Brief zu überbringen, vertraue ich auf unseren Unterhändler im Ministerium, Cava-

liere Scibona, der unser Anliegen mit großer Sorgfalt zu Gehör bringen wird.«

Orlando reibt sich nervös den Oberschenkel und schnaubt verächtlich. »Scibona ist auch nur ein *spicciafacenne*, ein kleiner Wichtigtuer, und sein einziger Vorteil ist, dass er sich bereits im Ministerium befindet. Aber Bürohengst bleibt Bürohengst, und ich weiß nicht, inwiefern er sich Gehör verschaffen kann. Wir brauchen jemanden an höherer Stelle.«

Ignazio nickt bedächtig und zieht die Augenbrauen hoch. »Deshalb will ich ja auch den Direktor der Post höchstpersönlich als Vermittler«, betont er. »Er wird Druck machen können, wenn es nötig ist ... Wenngleich ...« Er greift zum Brieföffner, lässt ihn auf seiner Handfläche kreisen. »Das Problem liegt im Vorfeld: Die Regierung hat beschlossen, Kosten einzusparen. Im Norden baut man Straßen und Eisenbahnen, und der Handel mit Sizilien interessiert nur wenig. Es ist also an uns, ihnen einen guten Grund für Subventionen im Transportwesen zu geben und dafür die entsprechenden Strecken auszuwählen.«

Giachery stützt die Ellbogen auf die Tischplatte des Schreibtisches, und Ignazio betrachtet ihn aufmerksam: Bei dem matten Licht sieht er mit seinem ausgehöhlten Gesicht und den dunklen grau melierten Haaren seinem Bruder auf beinahe verstörende Weise ähnlich. *Es ist fast so, als säße ich als einziger Lebender inmitten von Gespenstern*, denkt er. *Gespenstern, die nicht gehen wollen*. »Was haltet Ihr davon, Don Vincenzo?«, fragt er. »Warum schweigt Ihr?«

Der andere zuckte mit den Achseln und schaut ihn schräg von unten an. »Weil Ihr bereits entschieden habt. Und nichts wird Euch von Eurer Meinung abbringen.«

Ein Satz, der Ignazio ein kurzes Lachen abringt, das erste seit langer Zeit, das in diesem Raum ertönt. Und es schlägt eine Bresche. »Genau. *Questione di vestiri u' pupo è*. Nur eine Frage der Verpackung. Wir müssen Barbavara begreiflich machen, dass es ihm nützt, wenn er im Einklang mit der Casa Florio und unseren Interessen steht.«

Giachery breitet weit die Arme aus. Er deutet ein Lächeln an, was ihm jedoch nicht recht gelingt. »So ist es, meine Herren. *Chistu è*.«

Ignazio lehnt sich auf seinem Sessel zurück und richtet den Blick in die Ferne. Im Geiste setzt er bereits den Brief auf, den er schreiben wird. Nein, das ist nichts, was man einem Sekretär anvertraut. Darum wird er sich persönlich kümmern.

»Dennoch müssen wir auch vor Konkurrenz aus den eigenen Reihen auf der Hut sein«, sagt Giuseppe Orlando. »Mir ist zu Ohren gekommen, dass der Reeder Pietro Taglia-via beabsichtigt, eine reine Dampfflotte ins Leben zu rufen, um Handel mit dem östlichen Mittelmeer zu treiben.« Er gähnt hinter vorgehaltener Hand. Es waren schwere Tage für alle, und allmählich macht ihm die Müdigkeit zu schaffen. »Wenn der Kanal der Franzosen bei Suez eröffnet wird, wird es wesentlich einfacher und schneller, nach Indien zu kommen, und ...«

Ignazio unterbricht ihn. »Auch darüber müssen wir sprechen. Der Gewürzhandel hat meinem Vater so viel Reichtum eingebracht, aber er hat nicht mehr die Bedeutung von früher. Jetzt muss man sich auf die Tatsache konzentrieren, dass die Menschen schnell von einem Ort zum anderen wollen, ohne auf ihre Bequemlichkeiten zu verzichten. Das ist es, was wir ihnen garantieren müssen, indem wir die

Routen des Mittelmeeres mit Dampfschiffen abdecken, die schneller sind als die unserer Konkurrenten.«

Die beiden Gäste schauen sich beunruhigt an. Auf den Gewürzhandel, einen der bedeutendsten Einkommenszweige des Handelshauses, verzichten? Beide sind bereits in fortgeschrittenem Alter und haben schon so manches erlebt. Sie wissen, dass ein so abrupter Richtungswechsel verheerende Folgen haben kann.

Ignazio erhebt sich und geht zu der Wand hinüber, an der eine große Weltkarte hängt. Er zeigt auf das Mittelmeer. »Von den Dampfschiffen wird unser Reichtum kommen. Von ihnen und von der Weinkellerei. Unser wichtigstes Ziel wird sein, diese beiden Geschäftszweige zu schützen und zu begünstigen. Wenn wir dazu von der Regierung keine Unterstützung bekommen, müssen wir uns andere Möglichkeiten suchen, und wir werden sie mit Zähnen und Klauen verteidigen. Man muss auf seine Freunde zählen, aber vor allem muss man seine Feinde kennen, muss wissen, wie man sie bekämpfen kann. Es gilt also, die Augen offen zu halten, denn Fehler wird uns niemand verzeihen.« Er schaut sie an. Er spricht voller Ruhe, voller Entschlossenheit. »Wir müssen das Transportnetz ausbauen, es dichter machen. Und dafür brauchen wir Männer wie Barbavara, die an unserer Seite stehen.«

Die beiden anderen Männer wechseln einen angespannten Blick, doch sie wagen es nicht, das Wort zu ergreifen. Ignazio bemerkt das, er macht einen Schritt auf sie zu. »Vertraut mir«, murmelt er. »Mein Vater hat immer nach vorne geschaut, über den Horizont hinaus. Und ich will das Gleiche tun.«

Nur ein paar Sekunden vergehen, dann nickt Giachery

als Erster. Er steht auf, streckt ihm die Hand hin. »Ihr seid Don Ignazio Florio. Ihr wisst, was zu tun ist«, sagt er, und in diesem einen Satz liegt all das, worauf Ignazio hoffen kann, zumindest vorerst. Anerkennung, Vertrauen, Unterstützung.

Auch Orlando erhebt sich und schreitet zur Tür. »Geht Ihr morgen bei der Bank vorbei?«, fragt er.

»Das habe ich jetzt gleich vor.« Ignazio zeigt auf einen Aktenordner vor ihm auf dem Schreibtisch. »Wir müssen die Leitung der Geschäfte durch meinen Vater abschließen und mit der meinen beginnen.«

Der andere beschränkt sich auf ein Nicken.

Die Tür schließt sich hinter den beiden Männern.

Ignazio legt die Stirn an den Türpfosten. *Dem ersten Hindernis habe ich mich gestellt*, sagt er sich. *Jetzt kommen die anderen.*

Die Papiere auf dem Schreibtisch schauen ihn an, spornen ihn an. Er nimmt wieder Platz, ohne sie zu beachten. *Wartet noch einen Moment*, fleht er sie an und fährt sich mit der Hand übers Gesicht. Dann nimmt er den Stapel Kondolenzschreiben und Telegramme zur Hand. Sie kommen aus ganz Europa: Er erkennt die Unterschriften, und der Gedanke, wie viele bedeutende Menschen sein Vater gekannt und wie viele ihn geschätzt haben, erfüllt ihn mit Stolz. Sogar ein Telegramm vom Zarenhof ist gekommen, zum Zeichen einer Wertschätzung, die über Jahre aufgebaut wurde.

Und dann, unter den letzten Schreiben, findet er einen Umschlag mit französischem Stempel. Er kommt aus Marseille.

Diese Schrift kennt er. Ganz langsam öffnet er den Umschlag, fast, als hätte er Angst davor.

*Ich habe von deinem Verlust erfahren.
Er schmerzt mich aufrichtig für dich. Ich kann mir vorstellen,
wie sehr du leidest.
Ich umarme dich.*

Keine Unterschrift. Die braucht es auch nicht.

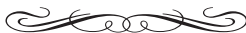
Er dreht die Karte aus Amalfi-Papier um. Auf die Rückseite sind zwei Namen gedruckt. Einer davon wurde mit energischer Feder ausgestrichen.

Auf sein Antlitz tritt ein Ausdruck tiefen Kummers, der nichts mit dem Schmerz angesichts des Todes seines Vaters zu tun hat. Kummer, der immer mehr wird. Eine Erinnerung, die den Geschmack von Reue hat, von Nostalgie nach einem Leben, das nie gelebt, sondern nur erträumt wurde. Eine dieser Sehnsüchte, die man sein ganzes Leben lang mit sich herumträgt, obwohl man weiß, dass sie niemals erfüllt werden kann.

Nein.

Er stapelt die Kondolenzschreiben in einer Ecke. Darum wird er sich später kümmern.

Doch das Kärtchen ohne Unterschrift steckt er sich in die Jackentasche, an die Stelle, unter der sein Herz schlägt.



Giovanna, in Morgenrock und Pantoffeln, lehnt sich aus dem Fenster. Das Wetter in Palermo scheint sie zu verhöhn – am Morgen dringt feuchte Kälte bis in die Knochen, doch um die Mittagszeit herrscht immer noch fast sommerliche Wärme.

Sie schaut den Kutschen nach, die in alle Richtungen aus-

schwärmen, hört, wie sich die Gäste an der Schwelle voneinander verabschieden. Wider Willen geht sie wieder hinein und lässt sich mit schmerzlich verzogenem Gesicht auf den Sessel fallen. Sie sieht sich um. Die Tür, die zu ihrem gemeinsamen Schlafzimmer mit Ignazio führt, ist hinter einem schweren Vorhang aus grünem Brokat halb verborgen; über dem Bett wölbt sich ein geschnitzter, verguldeter Baldachin mit einem Kopfstück aus Schildpatt und Perlmutter, das Christus am Kreuz darstellt. Auf der Kommode aus Federmahagoni mit Messingbeschlägen liegt eines der Hochzeitsgeschenke ihrer Schwiegermutter: eine silberne Toilettengarnitur aus englischer Herstellung mit Griffen in Blütenmuster.

Alles sehr erlesen. Luxuriös.

Doch jenseits der Mauern liegt das Viertel Castellammare, das alte Quartier der Kaufleute, Straßenzüge voller Läden, Lagerräume und Hütten von Arbeitern. Eine Umgebung, die dem Rang der Florios schon lange nicht mehr gebührt. Das hat sie mehrfach versucht, Ignazio nahezubringen, doch er wollte nichts davon hören.

»Hier wird es uns gut gehen«, hat er ihr hingegen gesagt. »Überlassen wir die Olivuzza meinen Eltern, die schon alt sind und gute Luft und Ruhe brauchen. Außerdem – was gefällt dir hier denn nicht? Meine Mutter hat uns dieses Haus hinterlassen, das für uns bequemer ist, außerdem viel näher an der Piazza Marina und den Büros der Casa Florio liegt. Wir haben hier sogar Gaslicht, das ich vor einiger Zeit habe einbauen lassen. Mangelt es dir hier an irgend etwas?«

Giovanna schürzt den kleinen Mund und schnaubt verärgert. Sie versteht nicht, warum Ignazio darauf beharrt,

hier zu leben, während die Olivuzza, die er ebenso gewollt hat, in den Händen der Schwiegermutter bleiben soll, insbesondere jetzt, wo Giulia allein ist. Giovanna verabscheut es, Tür an Tür mit dem Pöbel zu leben. Sie braucht nur die Vorhänge zurückzuziehen, schon erscheint ihre Nachbarin von gegenüber auf dem Balkon, als wollte sie am liebsten gleich hereinkommen. Einige Male hat sie sogar gehört, wie die Frau, sehr zum Wohlgefallen der gesamten Nachbarschaft, über sie gelästert hat.

Giovanna fehlt die luftige Umgebung der Terre Rosse, jener weitläufigen ländlichen Gegend in der Nähe der Kirche San Francesco di Paola, wo ihre Eltern ihre Villa haben, ein Gebäude von erlesener Eleganz mit einem kleinen Garten. Dort ist Giovanna aufgewachsen. In der Via dei Materassai hingegen, mit ihren dicht an dicht gedrängten Häusern, in denen es immer nach Schmierseife und Essen riecht, bekommt sie kaum Luft und fühlt sich beengt, als würden die schmalen Gassen sie einsaugen und nicht mehr loslassen. Niemand kann hier für sich sein.

Gleichgültig, ob das Treppenhaus aus Marmor ist, die Decken mit Fresken bemalt sind und es mit den schönsten Möbeln aus aller Herren Länder eingerichtet ist – sie möchte hier nicht leben, in einem Haus von neureichen Kaufleuten. Für ihren Schwiegervater mag es noch in Ordnung gewesen sein, doch indem Ignazio sie zur Frau genommen hat, gehört er dem Adel Palermos an und braucht eine Behausung, die seinem neuen Stand angemessen ist.

Hat er mich denn im Grunde nicht genau deshalb geheiratet?, fragt sie sich und rafft voller Wut das Revers ihres Morgenmantels zusammen. *Wegen des adligen Blutes, das ich als Mitgift in die Ehe mitbringe, damit er sich endlich den Staub von*

den Schuhen klopfen und den Ruf als »Hungerleider und Emporkömmling« loswerden kann, den mein Schwiegervater niemals abschütteln konnte! Er wollte die Baronessa Giovanna d'Ondes Trigona an seiner Seite haben. Und es ist ihm gelungen.

Ein bitterer Gedanke, gefolgt von einer noch bittereren Überlegung.

Aber warum genügt ihm das alles dann nicht?

In diesem Moment geht die Tür auf. Ignazio tritt ein und kommt auf sie zu. »Ach, du bist wach.«

»Ich bin gerade aufgestanden und warte auf Donna Cicia, die mir beim Anziehen hilft.« Sie nimmt seine Hand, küsst sie. »Und, wie war's?«

Ignazio setzt sich auf die Armlehne des Sessels und legt ihr einen Arm um die Schultern. »Nervenaufreibend.« Mehr kann er ihr nicht sagen: Sinnlos, sie würde es nicht verstehen. Sie kann sich nicht einmal vorstellen, was es bedeutet, die Last der Verantwortung für die Casa Florio auf den Schultern zu haben. Er streichelt ihr das Gesicht. »Du bist blass.«

Sie nickt. »Hier habe ich zu wenig frische Luft. Ich möchte aufs Land fahren.«

Doch Ignazio hört ihr schon gar nicht mehr zu. Er ist aufgesprungen und auf dem Weg ins Ankleidezimmer. »Ich bin nur gekommen, um die Jacke zu wechseln. Es ist wieder heiß geworden. Ich muss auf die Bank, um nach der Annahme des Erbes die Liste der Schuldner und der Wechsel durchzugehen. Außerdem ...«

»Du bräuchtest einen Leibdiener«, unterbricht sie ihn.

Er bleibt stehen, die Arme auf halber Höhe. »Einen – was?«

»Einen Diener, der die Kleidung für dich richtet.« Gio-

vanna macht eine ausladende Geste und zeigt auf die Stadt vor ihren Fenstern. »Meine Eltern haben *un valletto e na cammarera pa' muggbiere*.« Einen Leibdiener und eine Zofe also.

Ignazio presst ganz leicht die Lippen zusammen. Doch Giovanna begreift sofort, dass er aufgebracht ist. Sie senkt den Blick und beißt sich in Erwartung einer Zurechtweisung auf die Lippe.

»Es wäre mir lieber, du sprächest Italienisch und nicht Sizilianisch«, erwidert Ignazio prompt barsch. »Ab und zu ein Wort ist in Ordnung, aber niemals in Anwesenheit anderer. Das gehört sich nicht. Vergiss niemals, wer du bist ...« Er zieht sich eine leichte Jacke an, holt aus der Innentasche der anderen ein Brieflein, legt es in eine Schublade des Schrankes und schließt sie ab.

Diese Diskussion führen sie nicht das erste Mal. Kurz nach ihrer Hochzeit hat er eine Art Hauslehrer angestellt, der ihr genügend Französisch und Deutsch beibringen sollte, damit sie mit ihren ausländischen Gästen und Geschäftspartnern parlieren könne. Wenn sie zusammen auf Reisen gehen würden, solle sie doch wenigstens in der Lage sein, etwas zu verstehen und sich verständlich zu machen, hat er ihr erklärt. Und sie hat gehorcht, wie es einer guten Ehefrau gebührt.

Bis jetzt hat sie immer gehorcht.

Giovannas Zerknirschung weicht dem Ärger. Ignazio bemerkt es noch nicht einmal: Er gibt ihr zerstreut einen Kuss auf die Stirn und geht.

Giovanna springt auf, ohne auf den Schwindel zu achten, der sie prompt erfasst, und geht in Richtung Ankleidezimmer. Mit der Hand fährt sie über ihren immer noch angeschwollenen und von der Schwangerschaft verformten

Bauch. Der Wochenfluss nach der Geburt hält immer noch an, und das ist laut der Hebamme auch der Grund dafür, dass sie so mager ist. Sie müsse mehr essen, hat sie sie ermahnt: rotes Fleisch, Nudeln in großen Mengen, Fleischbrühe ... Man hat ihr sogar damit gedroht, ihr das Blut von frisch geschlachteten Tieren zu verabreichen, wenn sie nicht bald wieder zu Kräften komme. Immerhin zehrt nicht auch noch das Stillen an ihr, da sie sofort ein junges Mädchen aus der Olivuzza als Amme hat kommen lassen, damit sie *u' picciriddu*, den Kleinen, stillt. Dennoch ist es die Pflicht einer Wöchnerin, sich gut zu ernähren.

Allein bei dem Gedanken an Essen verspürt Giovanna Widerwillen, der sich wie eine Zange um ihren Magen legt. Vom Essen wird ihr schlecht. Das Einzige, was sie überhaupt zu sich nehmen kann, sind Orangen- und Mandarinspalten.

»*Ancora accusi siti?* Ihr seid noch hier?«, sagt Donna Cicia und betritt prompt den Raum mit einem Obstteller in der Hand. Sie bedenkt die junge Frau mit einem tadelnden Blick. »*Ora di allestirisi è*«, verkündet sie. Zeit zum Anziehen. Sie legt entschlossen eine Hand auf die randvolle Wasserschüssel. »Eure *soggira*, Eure Schwiegermutter, erwartet Euch.«



Vor der Haustür wartet nicht nur die ungewöhnliche Hitze an diesem Spätsommertag auf Ignazio, sondern auch ein Mann, der sich ihm nähert und ihm die Hand küsst.

»*Assabinirica*, Don Ignazio«, begrüßt er ihn murmelnd. »Mein Name ist Saro Motisi, und ich hätte mit Ihnen zu

reden, Herr. Deshalb komme ich auf die Bank«, sagt er in tiefstem Sizilianisch.

»Ich bin auf dem Weg dorthin«, erwidert Ignazio mit einem Lächeln, um seine Irritation zu verbergen. Der Weg von der Via dei Materassai bis zum Banco Florio ist kurz, und er hatte gehofft, ihn unbehelligt zurückzulegen, weil er nachdenken wollte. Stattdessen geht nun dieser kleine Weinhändler aus dem Tribunali-Viertel an seiner Seite und lässt sich nicht mehr abwimmeln.

»Bitte verzeiht mir«, wiederholt der Mann in bemühtem Italienisch. »Bei mir sind gewisse Angelegenheiten in der Schwebe, Wechsel, die nächste Woche ablaufen, aber ich hatte in letzter Zeit Schwierigkeiten, und am Monatsende stehen weitere Wechsel an. Alle wollen sie Geld von mir ...«

Ignazio legt ihm beschwichtigend eine Hand auf den Arm. »Wir werden sehen, Signor Motisi«, sagt er zu ihm. »Geht nur schon zur Bank voraus; ich bin gleich da. Wenn Ihr Garantien anzubieten habt, bin ich mir sicher, dass wir über einen Zahlungsaufschub sprechen können.«

Motisi bleibt stehen, verneigt sich tief. »Gewiss, gewiss, und Ihr wisst ja, wir nehmen das alles sehr genau ... nur ein Monat ...«

Doch Ignazio hört ihm gar nicht zu. Er verlangsamt seine Schritte, lässt Motisi davonziehen und bleibt stehen, um sich den Piano San Giacomo anzuschauen, der so sehr von Licht erfüllt ist, dass das Pflaster einen gleißenden Schein abgibt. Fast ist es, als wäre die Zeit auf diesem Platz stehen geblieben, den er mit seinem Vater unzählige Male überquert hat. Doch bei genauerem Hinsehen haben sich doch ein paar Kleinigkeiten verändert: Das Pflaster, das früher immer mit schlammigen Pfützen übersät war, ist sauber;

vor der Kirche Santa Maria la Nova drängen sich nicht mehr die Bettler; wo früher ein Gemüsehändler seinen Stand hatte, befindet sich jetzt eine kleine Werkstatt; und weiter vorne hat jemand einen Laden für Steingut aufgemacht. Doch die Seele der Piazza ist die gleiche – chaotisch, lebensfroh, voller Stimmen und Akzente. Es ist seine Straße, und das hier sind seine Leute. Leute, die ihm jetzt entgegenkommen, ihm die Hand küssen, mit gesenktem Blick ihr Beileid aussprechen.

Wie kann Giovanna nur dieses Viertel nicht lieben?, fragt er sich. Es strotzt vor Leben, ist eines der pulsierenden Herzen Palermos. Ignazio hat das Gefühl, es gehöre ihm, als besäße er jeden Stein hier, jedes Tor, jedes Fleckchen, ob es nun im Schatten liegt oder von der Sonne beschienen wird. Hunderte von Malen ist er diesen Weg von seinem Zuhause zur Bank gegangen, und er kennt jeden Einzelnen der Menschen, die jetzt am Eingang stehen und ihn grüßen.

Er kennt sie, ja, aber auch bei ihnen hat sich etwas geändert: denn jetzt ist er der Herr, *u' patruni*.

Einen Augenblick lang kostet er die Melancholie der Einsamkeit aus. Er ist sich bewusst, dass es von nun an kein Ausruhen mehr für ihn geben wird, und auch keine Rettung. Und es ist nicht nur die Verantwortung für die Familie, die auf seinen Schultern lastet; vom Schicksal des Banco Florio hängt das Leben so vieler Menschen ab, die auf ihn vertrauen, auf seine Fähigkeiten, seine wirtschaftliche Macht.

Verantwortung, sagt er sich. Sein Vater hat es oft benutzt, dieses Wort. Er hat es ihm eingetrichtert, hat es ihm eingepflanzt wie einen Samen, hat es im Dunkel seines Bewusstseins wachsen und gedeihen lassen. Und es ist immer

noch am Wachsen, wird allmählich zum mächtigen Baum. Ignazio weiß, dass die Wurzeln dieses Baumes am Ende seine eigenen Wünsche, seine Träume ersticken werden, im Namen von etwas, das viel größer ist. Seine Familie. Der Name der Florios.

Das weiß er, und er hofft, nicht allzu sehr leiden zu müssen. Gar nicht mehr zu leiden.



»Donna Giovanna, guten Morgen.«

Die Amme senkt den Kopf zum Gruß. Sie ist dabei, das Neugeborene zu stillen. Giovanna betrachtet ihren kleinen Sohn, der gierig aus der weißen, prallen, bis zum Bersten gefüllten Brust trinkt.

Sie vergleicht die Brust mit ihrer eigenen, eingezwängt in das Korsett, das sie über dem Hemdchen trägt; sie hat darauf bestanden, dass ihre Zofe sie so fest schnürt, dass sie fast nicht mehr atmen kann. *Niemals wollte ich eine solche Brust haben wie die Amme*, denkt sie. Sie findet sie abstoßend.

»Giovannina, komm her.« Giulia sitzt im Sessel und hält Vincenzino im Arm. Sie weist auf den Sessel, auf dem in der Nacht zuvor Ignazio gesessen hat.

»*Comu siti*, wie geht es Euch, Donna Giulia?« Wenn Giovanna mit ihrer Schwiegermutter redet, scheut sie sich nicht, Dialekt zu sprechen. Zu ihr ist Giulia immer freundlich gewesen. Sicher, sie ist eine reservierte Frau, doch sie hat sie noch nie zurechtgewiesen und gelegentlich sogar eine freundliche Geste ihr gegenüber gezeigt. Jedoch hat Giovanna nie begriffen, ob ihre Freundlichkeit ehrlich ist oder von einem seltsamen, von innen begründeten Mitge-